



*Für alle Kinder, die plötzlich nicht mehr in die  
Schule gehen sollten und für eine ziemlich lange Zeit  
ihre Freunde nicht treffen durften.*

# Kapitel 1

## Da draußen ist jetzt das Kroona

Das durfte doch nicht wahr sein. Ich wusste nicht, ob ich wütend oder einfach nur unglücklich sein sollte. Ich hatte Marie versprochen, auf jeden Fall zu ihrem zehnten Geburtstag zu kommen. Der war am nächsten Mittwoch und ultrawichtig, weil sie doch dann zweistellig werden würde. Anfang zehn wäre sie dann. „Alle sind schon Anfang zehn“, hatte sie gesagt. „Nur ich bin noch Ende null.“

Ende null, auf solche Ideen kam nur Marie. Ich hätte fast gelacht, aber ich hatte ihr angesehen, wie ernst es ihr damit war. Deshalb war dieser Geburtstag auch so wichtig.

Heute war Freitag, der dreizehnte, und bis eben war der Tag ziemlich gut gelaufen. Auf dem Nachhauseweg von der Schule hatten Marie und ich über die Einzelheiten der Schatzsuche gesprochen, die sie für ihre Geburtstagsfeier

geplant hatte. Seit Tagen freute ich mich schon darauf. Aber jetzt hieß es, ich müsse zu Hause bleiben. Alle würden jetzt zu Hause bleiben. Denn draußen wäre das Kroona. Vom Kroona sprach jetzt die ganze Welt. Was denn das Kroona sei, hatte ich gefragt.

„Corona! Mit C und O“, hatte Papa geantwortet.

Aber weder er noch Mama konnten mir so richtig beschreiben, um was es sich dabei handelte. Alles, was ich von den wortreichen Erklärungen im Kopf behielt, war, dass es sich um ein krankmachendes Monster handeln musste. Nicht so ein typisches, angsteinflößendes Monster – groß, haarig und mit schrecklicher Fratze. Nein, das Kroona – für mich hieß es jetzt so: mit K und Doppel-O. Punkt! – schien eher klitzeklein zu sein, aber deswegen nicht weniger bedrohlich als ein riesengroßes Monster. Es kam unsichtbar daher und konnte einen so krank machen, dass man daran sterben konnte.

„Sterben? So wie Opa, der jetzt im Himmel ist?“, hatte ich entsetzt gefragt und noch ganz leise hinterhergesprochen: „Müssen wir jetzt alle sterben?“

„Neiiiiin, natürlich nicht!“, hatte Mama sofort ausgerufen und Papa dabei einen dieser merkwürdigen Blicke zugeworfen, von denen sie dachte, dass ich sie nicht verstehen würde. Aber ich wusste, was sie bedeuteten. Übersetzt hieß das meistens: *Siehst du? Das begreift das Kind noch nicht.* Norma-

lerweise tat ich dann so, als hätte ich woanders hingeguckt. Aber dieses Mal nicht. Dieses Mal bohrte ich weiter.

„Ich will es aber jetzt genau wissen. Wer stirbt denn jetzt, und was hat das mit meiner Geburtstagseinladung bei Marie zu tun?“

Zack, da war es raus. Ich hatte Sterben und Partyfeiern in einem Satz zusammengebracht. Genau in dem Moment, als die Worte über meine Lippen gekommen waren, spürte ich, wie sie sich zu einer Mauer formten, die sich zwischen mir und meinen Eltern aufbaute. Papas Gesicht nahm diesen angespannten Ausdruck an. So schaute er immer, wenn er kurz davor war, eine Standpauke zu halten.

„Also wirklich, Valentin!“ Gott sei Dank war Mama schneller als Papa. Ihre Ermahnungen verliefen immer etwas glimpflicher. „Wir haben dir doch eben erklärt, wie ernst die Lage ist. Und du denkst immer noch an Marias Geburtstagsfeier. Das geht nicht. Du bleibst zu Hause. So ist das eben jetzt.“

Papa nickte Mama zu und schnaubte dann, als wolle er ihre Worte damit unterstreichen.

„Aber ...“, startete ich noch einen Versuch, doch weiter kam ich nicht.

„Es gibt kein Aber“, sagte Papa ungehalten. „Wir können morgen weiter darüber reden. Jetzt ist es Zeit für das Abendbrot und dann geht es ab ins Bett, mein Freund.“

Mama schien erleichtert, dass das Thema erst einmal vom Tisch war.

„Du kannst mir in der Küche helfen, einen Salat zu machen“, sagte sie in versöhnlichem Ton zu mir.

„Prima“, sagte Papa. „Ich habe sowieso noch einige E-Mails zu beantworten.“

Mama schaute ihn kritisch an.

„Du könntest dich auch nützlich machen und zum Beispiel den Tisch decken“, sagte sie.

„Klar doch, mache ich gern. Ich muss nur eben diese Mails beantworten. Bin gleich wieder bei euch“, sagte Papa und verschwand in Richtung Arbeitszimmer.

„Typisch“, grummelte Mama ärgerlich in sich hinein. Sie schluckte, aber eine Sekunde später lächelte sie mich strahlend an.

„Wir zwei machen jedenfalls jetzt den besten Salat, den die Welt je gesehen hat.“

Als wir eine halbe Stunde später mit dem weltbesten Salat am Tisch saßen, war Papa immer noch nicht aufgetaucht. Mama war verärgert. Sie wollte es sich nicht anmerken lassen. Etwas zu fröhlich sagte sie: „Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der muss sehen, was übrig bleibt. Wir lassen es uns jetzt so richtig schmecken. Nicht wahr, Valentin?“

So leicht wollte ich mich aber nicht geschlagen geben.

„Mama, ich habe es der Marie versprochen, dass ich zu ihrem Geburtstag komme. Und was man verspricht, muss man auch halten. Das sagst du doch immer.“

Mama schaute mich ruhig an, dann seufzte sie und sagte: „Schau Valentin, es tut mir ja auch leid, aber so ist es nun einmal.“

„Aber ich verstehe es nicht. Wieso ist das jetzt so? Wer bestimmt das denn?“, fragte ich weiter.

Mittags war ich noch mit Marie zusammen von der Schule nach Hause gegangen. Wir hatten auch kurz auf dem Spielplatz haltgemacht und waren zusammen den kleinen Hügel dort heruntergerollt. Marie und ich waren schon in derselben Kindergartengruppe gewesen, und damals hatten wir uns das Wettrollen ausgedacht. Wir legten uns mit den Füßen aneinander oben hin und starteten auf drei. Wer als erster unten ankam, hatte gewonnen. Schräg Rollen war ganz schlecht. Dann war der Weg bis unten länger und man brauchte mehr Zeit. Wer in Schräglage kam, konnte nur hoffen, dass das dem anderen auch passierte. Sonst hatte man schon verloren. Eigentlich waren wir jetzt schon zu groß für dieses Spiel, aber das war uns egal. Es machte einfach zu viel Spaß. Und jetzt sollte es verboten sein, sich zu treffen? Maries Schatzsuche – einfach abgeblasen?

„Also ...“, fing Mama wieder an und legte ihre Gabel zur Seite. „Es gibt ein neues Virus, das die Wissenschaftler Corona nennen.“

Blödes Kroonal, dachte ich, während Mama weiter sprach.

„Dieses Virus kann bei Menschen eine Krankheit auslösen, die manchmal einen schweren Verlauf nimmt. Also nicht immer, aber manchmal.“ Mama schaute schräg nach oben. Das machte sie immer, wenn sie angestrengt nachdachte.

„Eine Krankheit kann sich verlaufen?“, fragte ich in die Erklärungspause hinein.

„Ach, Valentin, das sagt man so. Das heißt Krankheitsverlauf. Das beschreibt, ob man ganz dolle krank wird oder eben nur ein bisschen. Egal. Jedenfalls ist es wichtig, dass wir nun möglichst zu Hause bleiben. Wir wollen nicht, dass ganz viele Leute auf einmal krank werden. Deshalb gehst du ab Montag auch nicht mehr in die Schule.“

Davon hatte ich schon gehört, aber ich dachte, da hätte jemand einen Witz gemacht.

„Mama, am Montag üben wir doch für unsere Theateraufführung. Da muss ich hin.“

„Nein, da musst du nicht hin. Keiner von deinen Schulfreunden muss dahin. Die Schule fällt bis auf weiteres aus“, sagte Mama.

Ich schaute sie mit großen Augen an. Moment mal, das musste ich erst einmal in meinem Kopf sortieren: Keine Schule? Also hatten wir alle frei? Aber wieso durften wir

uns dann nicht treffen? Wir waren doch gar nicht krank. Das war's! Das war die Lösung.

„Aber die Marie ist doch gesund. Und ich bin es auch“, sagte ich siegesgewiss. Ich fasste mir noch zum Beweis an die Stirn.

„Kein Fieber. Willst du mal fühlen? Ich kann also doch zu Marie“, sagte ich.

In dem Moment kam Papa ins Zimmer. Offensichtlich hatte er meinen letzten Satz gehört, denn er polterte sofort los.

„Valentin! Es reicht. Du bist ja dümmer, als die Polizei erlaubt“, rief er aufgebracht.

Ich zuckte zusammen. Ich hatte doch nichts verbochen, was die Polizei interessieren könnte. In Papas Gesicht zeigte sich diese Falte zwischen den Augenbrauen. Mama nannte sie seine Zornesfalte. Das konnte ich auch. Entschlossen kniff ich die Augen zusammen und hoffte, mindestens so böse auszusehen.

„Ach, du willst Streit?“, fragte Papa, und jetzt setzte er eine andere Miene auf. Das war das doppelte Gesicht. Es sah freundlich aus, aber wenn er dann etwas sagte, war das überhaupt nicht freundlich. Da musste man fast noch mehr aufpassen, dass man sich keinen Ärger einhandelte.

„Nein“, sagte ich schnell. „Ich will nicht streiten. Warum kann ich an Marias Geburtstag nicht wenigstens kurz, nur gaaaaanz kurz, bei ihr vorbeigehen?“ Ich fügte sogar noch das Zauberwort an: „Bitte!“



Das war wohl keine gute Idee, denn Papas Gesicht lief jetzt rot an.

Oh, oh, dachte ich. Ganz dünnes Eis. Besser, ich hielt jetzt die Klappe. Zu spät.

„Du. Gehst. Jetzt. Sofort. In. Dein. Zimmer“, brüllte er und betonte dabei jedes Wort. Inzwischen war seine Gesichtsfarbe von Zinnoberrot zu Karminrot gewechselt. Was hatte er denn nur?

„Paul! Was ist denn los mit dir? So schlimm war das doch jetzt nicht“, versuchte Mama ihn zu besänftigen. Aber irgendwie wollte er sich nicht beruhigen.

„Das ist mein voller Ernst. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. In der Firma überschlagen sich die Ereignisse. Niemand weiß, wohin das alles führen wird. Und mein Herr Sohn will ernsthaft mit mir verhandeln und sich meinen Anordnungen widersetzen.“

„Meine Güte, Paul, jetzt mach mal halblang. Er ist doch noch ...“, weiter kam Mama nicht.

„Sandra, bitte. Jetzt nicht auch noch du. Fall mir bitte nicht in den Rücken, und bring Valentin jetzt ins Bett.“

So. Das war mir zu doof. Erstens hatte ich auch meinen Stolz. Mich musste niemand mehr ins Bett bringen. Und zweitens wollte ich nicht, dass die beiden auch noch Streit kriegten. Also stand ich auf, hob das Kinn – energisch, wie ich hoffte – und sagte: „Nein, danke. Ich finde den Weg allein.“

Mit diesen Worten legte ich den Kopf in den Nacken, drehte mich auf dem Absatz um und verließ den Raum. Weder Mama noch Papa sagten etwas. Zu meiner Genugtuung stellte ich mir vor, wie sie mir mit offenen Mündern hinterherstarrten. Das nannte ich doch mal einen gelungenen Abgang von der Bühne. Leider gab es keinen Bühnenvorhang, der jetzt hätte fallen können. Und auch kein Publikum, das begeistert in die Hände klatschte.

## Kapitel 2

### Keine Schule, aber nicht schulfrei

Ich muss Marie unbedingt schreiben, dass es ein Problem gibt, war mein erster Gedanke nach dem Aufwachen. Vielleicht fiel ihr ja eine Lösung ein. Oder sie würde mit ihren Eltern sprechen. Sie waren mit meinen Eltern befreundet. Vielleicht, dachte ich weiter, können sie ein gutes Wort für mich bei Papa und Mama einlegen. Am liebsten hätte ich schon im Bett nach dem Handy gegriffen. Aber das lag in der großen Schale im Wohnzimmer. Dort musste ich es immer ablegen. „Kein Handy im Kinderzimmer“, lautete die Abmachung.

Ich hatte es bekommen, falls mal etwas wäre. Das *Etwas-wäre* war nicht ganz klar umrissen. Nur, dass alle Arten von Notfällen dazu zählten. Darüber hinaus durfte ich es für eine bestimmte Zeit am Tag nutzen, zum Beispiel um mit

meinen Freunden, die auch schon ein Handy hatten, zu schreiben.

Ich stand leise auf, öffnete die Tür einen Spalt und horchte, ob Papa und Mama schon wach waren. Am Wochenende schliefen sie gern etwas länger. Familienfrühstück gab es dann erst gegen zehn Uhr. Ich fand das ziemlich klasse. In dieser Hinsicht verstand ich mich mit meinen Eltern blendend. Leider galten abends für mich ganz andere Zu-Bett-geh-Zeiten als für sie.

Es war noch ganz still im Haus. Ein Blick auf meinen Nachttischwecker zeigte: Es war erst acht Uhr. Mit ein bisschen Glück ... Ich dachte den Gedanken nicht zu Ende. Man solle das Glück nicht zerreden, sagte Marie immer. Das galt bestimmt auch fürs Zerdenken. Also schlich ich ebenso leise, wie ich die Tür geöffnet hatte, die Treppe herunter und schnappte mir mein Handy. Zurück in mein Zimmer konnte ich damit nicht gehen. Das würde ein Mordsdonnerwetter geben, wenn ich erwischt würde. Ich schwankte zwischen Keller und Gästetoilette und entschied mich für die Toilette.

Nach dem Einschalten blinkten dort schon Nachrichten von Marie:

„Das glaubst du nicht. Meine Eltern wollen meine Party absagen. Das ist so gemein! Was machen wir denn jetzt?“

Danach folgten noch weitere Nachrichten mit verschiedenen Emojis. Das mit den großen Augen. Das, das oben